

Offener Schreibbrief von Lizzie Kaufstengel.



No. 136. Ich bin schon so oft mein Meind aufge- macht, daß ich gar nids mehr for Hallidels tehr wollt, ganz espech- jellie awiver nit for Strif- meß, awiver so oft so en Hallidels komme duht, dann tshchfnich ich auch widder mein Meind. Ich hen jedes Jahr Trubel mit die Kids un mit die Pressents, wo ich so laufe duhn. Die mehrste Zeit gleiche se nit, was se kriege, un wann se sich e Radelsohrs wiffche duhn un ich laufe einus for se, dann kann ich schubh genug druff kette, daß se Schlehts hen hawwe wolle. Un dann is noch e ameres Ding. Der Philipp, was mein Hos- band is, der duht immer ganz schred- lich tude, wenn ich e wenig Geld spende duhn un er denkt gar nit dran, daß mer nids geschenkt kriegt duht. Dies- mol hen mich die Buwe widder e gutes Dheil gebattert mit was se all hen wolle. Ich heb ja nids drum, was es koste duht, es is nor die Worrie, daß mer auch kriegt, was se hen wolle. Der Bennie hot gewollt, daß ich ihn e Inschein laufe duhn, wo mit Stiem appereht werd, bitahs die Tiescher deht se in die Schuh immer von ver- zähle. Ich weiß ja gut genug, daß das arig interesing is un do hen ich mich denn emol erkundigt, was so e Ding lohe duht. Well, ich sin putti- nigst gefehndt, wie ich's gehört hen! Dente se emol, der Stohrtieper hot fünf un swanzig Dahler gefragt! Wei- dafur kann mer ja e regeller Feiert- schein laufe! Well, wisse se, was ich gedahn hen? Ich hen se doch ge- tauf. Ich hen mich edsphehe losse, wie das Ding schaffe duht un ich muß sage, es hot mich selbst freud gemacht. Ich hen die Maschin reiteweg mit heim genome un wie am Obend der Philipp fort war un die Kids hen ge- schlo, do hen ich die Maschin in den Barler genome un hen's emol uffge- ficht. Es hot nit lang genome, do hen ich Stiem gehat un die Maschin hot gefahrt zu schaffe. Es hot immer mehr Stiem gewe un mit einem mol is es los gange. Die Inschein is mich aus die Hand gelaufe un is in den Ruhm erum geront, als wann se freuh wär. Zuerst is se geze e Schardinier geront un bumms, war e Loch drin, dann is se nach die annere Seit von den Ruhm gebat un hot mich e kleine Teibel unmaechstie, wo e ganze Ratt Bridebrad drauf aefinne hot. Off Rohrs is alles erunnerafalle un verbroche. Ich hen aetret das ver- dollte Dina zu letche, awiver ich hen gleich widder gehn aeloffe, bitahs ich hen mich mei aanae Hand verbrannt. E könne sich dente, daß ich aus ein Edseileiten in die annere komme sin. Das verdollte Dina hot ar mit stappe wolle un hot auch noch dabei gewiffelt, als wann's Fronn inwer mich mache wolle. Well, dem Dina hen ich e End mache mußte. Ich hen mei Ehren ab- genome un hen mich damit uff die Inschein falle losse, for se zu stappe; awiver dente se das verdollte Dina hat sich stappe losse? Nids komm eraus. Die Inschein hot e Hoch in mei Ehren gepult un is weiter aeront. Krieg die Krant, hen ich aedent, lauf so lang wie du wiffst for all was ich drumm gewide; ich sin aufteit un hen die Dierh zuemacht. Das Dina is in den Barler erum gebrummt un es hot zu mich geacht, als wann's immer Schwiter gehn deht. Alle Minnit hen ich ebbs trake höre un ich hen ar nit gehert nachauemacht. Wie ich noch so ebant e halbe Stund do aeloffe hen un die Inschein hot immer noch nit a- fappt, do sin ich doch teinder effret- genese. Ich hen schon dran aedent, daß das nächste Dina ein werd, daß se borch die Wahls' ronne deht un mehrie aufteit noch en Escidant an- stelle deht. In meine Anast sin ich zu Webesweiler ich aelaufe un dort hot der Philipp gefosse. Phil, hen ich a- sagt, komm emol schnell heim, es is ebbs gedäppend. Er un der Webes- weiler hen wisse wolle was die Mütter wär, awiver ich hen aefant, ich wiffst's selbst nit, er sollt nur schnell komme. Dann sin ich widder heim aelaufe un e Minnit später is der Philipp un der Webesweiler un noch e aanae Leit von die Wäng komme. Ich hen se in den Sittentrum aenome, wo arab newia en Barler is un hen aefant, se sollte emol liffene. Die Wennfohts hen die Öhre gepit un der Webesweiler hot gefant, es deht faunte, als wann e Drehsingamechlin in den Barler ap- pereht wer'n deht. Der Phil hot a- nug Korreisch uffgebidt un hot die Dohr uffgemacht un in die selne Minnit is die Inschein erausaeront un hot den Phil puttinier unmaeworfe un es is fonnie aenefe, in denselne Moment hot die Inschein aefant. Well, do hen ich gefühlt, als wann mich fufata Bridestein vom Hera eruner aefalle wär. Wie ich dann alles edspheht gehat hen, do hen die Fel- lerich auch noch aelacht, awiver der Philipp hot aelich gefappt, wie ich ihn mit in den Barler aenome hen un ihn geseit hen, was das Lumbidina for en Demmetich aedahn hot. Ei tell fur, hmoezig Dahler lauz ail for ten

Demmetich aa bezahle. Der Phil hot gesagt, newier meind Biazie, ich laufe dich widder neue Stoff; ich sin froh daß nids schlimmeres aehäpnd is. Zuerst sin ich froh aenefe, daß es der Philipp so iesta genome hot, awiver wie ich die Sach den aneide Gedante genome hen, do hen ich aedent, do muß ebbs dahinner stede. Ich sin schubh der Philipp hot auch ebbs aenestell un will jeht nor mein aute Wille hen. for daß ich ihn später nit for seine Dummheit den Dickens rehte kann. Well, ennihau hen ich mein Meind uff- gemacht, daß ich e weniä klohs watsche wolle. Dann hen ich mei Anschein in die Wahdroh uffaeladt, hen e Kimm- melche gedrunte un sin in mei Bett. In mein nächste Brief schreib ich Xhne was das schöne Krimmeht noch fonit gebracht hot.

Mit beste Ricards Yours Lizzie Kaufstengel.

Negri-Körper.

Vor etwa einem Jahre entdeckte Dr. Negri von der Universität in Pavia in den Nervenzellen von Thieren, die an der Hundswuth gestorben waren, eigenthümliche kleine Körperchen, die namentlich in den verschiedenen Theilen des Gehirns und des Rückenmarkes eine ganz bestimmte Vertheilung zu besitzten schienen. Diese Negri-Körper, wie sie seitdem benannt worden sind, sind von runder oder ovaler Form und wechseln in der Größe je nach ihrer Lage in den Nerven, nach dem Stadium der Krankheit und nach dem Thier, bei dem sie sich finden. Die kleinsten sind selbst mit der größten Vergrößerung des Mikroskopes nur gerade zu erkennen. Die größten maßen etwa 25 Tausendstel Millimeter in der Länge. Negri hat sie bei Hund, Katze, Kaninchen und Menschen* gefunden und auch bei künstlich erzeugter Tollwuth beobachtet. Der Forscher ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß ihre Gegenwart ein wichtiges Mittel zur Erkennung der Tollwuth bei verdächtigen Thieren darbietet, da sie in 50 von 53 Fällen gefunden worden sind, und glaubt auch, daß sie sich nur bei tollwüthigen Thieren einstellen. Der Art nach hält er sie für wönigige Schmarotzer, wahrscheinlich Urthierchen, die vielleicht auch eine Beziehung zur Entstehung der Krankheit haben. Viele andere italienische Forscher haben die Beobachtung von Negri bestä- tigt, während außerhalb Italiens bis- her wenig zur weiteren Aufklärung der Frage geschehen ist. Selbst wenn die Negri'schen Körper nicht den Keim der Tollwuth darstellen, sondern nur als Mittel zur sicheren und schnelleren Erkennung des Lebens verwertbar sein sollten, würden sie für die Bekämpfung der furchtbaren Krankheit von größtem Nutzen sein. Immerhin ist es sehr wahrscheinlich, daß es sich thatsächlich um Schmarotzer handelt, die als Träger des Giftes zu betrachten sein dürften.

Ueber den Traum.

Seit dem Jahre 1899 hat sich der französische Physiolog N. Washide mit experimentellen Forschungen über den Traum beschäftigt, die zur Ent- deckung einer engen Beziehung zwi- schen der Tiefe des Schlafes und der Natur und Beschaffenheit der Träu- me geführt haben. Diese Beziehung, deren gesetzmäßiger Charakter von Washide in beinahe 500 Fällen nach- gewiesen werden konnte, läßt sich kurz- folgenbarmen darlegen. Bei tiefem Schlaf beziehen sich die Träume stets auf latente Erinnerungen, auf längst vergangene Thatfachen und Handlungen oder auf entfernte Per- sonen, stehen aber niemals in nach- weisbarem Zusammenhang mit der Tagesthätigkeit des Träumenden. Je leichter und oberflächlicher dagegen der Schlaf ist, um so mehr liegt der Ursprung der Träume in dem tägli- chen Leben und in Ereignissen, die dem Schlafe unmittelbar vorhergingen, oder in Reizen, die während des- selben stattfinden.

Da der tiefe Schlaf allein erqui- dend und stärkend ist, so scheint es, daß, wenn der Organismus wirklich ruhen soll, die geistige Kraft in ihr latentes Leben zurückzuziehen muß. Personen, die mit seelischen Störungen oder nervösen Leiden behaftet sind, haben selten, um nicht zu sagen nie- mals, einen tiefen Schlaf; sie schlafen eigentlich nicht, sondern sie befinden sich in einer mehr oder minder tiefen Betäubung, die einem nur oberfläch- lichen Schlafe entspricht. Ihre Träu- me bilden daher nur eine Fortsetzung des geistigen Lebens im wachen Zu- stande; für derartige Kranke bedeutet der Schlaf kein Losreihen aus dem Banne ihrer Zwangs- und Wahnvor- stellungen; im Gegentheil nähren die Träume die Vorstellungsgelbilde des wachen Lebens.

Treffens.

Heirathskandidat: „Unter 100,000 Mart heirath' ich das Mädchen nicht.“ Vermittler: „Mein Herr, vergesseh Sie nicht: Wo die Ehe ein Handel ist, dort giebt es nachher Handel.“

Loosig.

Herr: „Und wie lange bleib' das Attenhück hier liegen, bis es erblebig wird?“ Beamter: „Drei Wochen.“ Herr: „Dann nehme ich es wieder mit und bringe es in drei Wochen.“

Verhängniß. Von Julius Keller.

In voller Fahrt fauste die Elektrische die Chaussee entlang. Es ist um diese Spätmittagsstunde still hier draußen und still auch im Innern des Wagens. Nur wenige Passagiere halten die Plätze besetzt, um die sich etwa eine Stunde später die Menschen drän- gen und stoßen, so daß an jeder Halte- stelle fast der Wagen gestürzt wird.

Jetzt ist die Ruhezeit. In vielen Stationen laßt das Gefährt vorüber, ohne halten zu müssen; es steigt Nie- mand ein und aus. Jetzt kann auch der Führer vorn auf seinem ruhigen Standpunkt sorglos und ohne die sonst so anstrengende Aufmerksamkeit lustig drauflos fahren, ja sogar riski- ren, trotz des Verbots mit einem re- seligen Fahrgast ein Wörtchen zu plau- dern oder gar ein bißchen zu schätern, wenn der glückliche Zufall ihm ein hübs- ches Mädchen auf den Vorderperron schießt.

Und so ein hübsches, ledes Mädel mit einem vorwegenen Straßenjungen- gesicht, toletit blühenden Augen und rothblondem Haar, das unter dem bunten Kopftuch der Sturm zerzaust, steht auch jeht neben dem jungen, strammen Führer. Hat der glück- liche Zufall sie ihm heute hier herauf- geschickt, dieses ausgelassene, lachende Mädchens, das so vertraulich mit ihm plaudert, sich mit so gewohnheitsmä- ßiger Bequemlichkeit an die Vorder- wand lehnt, so daß seine Hand bei je- dem Griff die ihre streifen muß?

Da war wohl kaum der Zufall fremdlicher Vermittler. Die beiden scheinen alte Bekannte zu sein. „Bist heute mal wieder gar nicht nett, Otteken“, sagt sie vorwurfsvoll, „un so maufaul. Wo ich doch immer zu jerne mit Dir fahre un'n bißten plaudern möchte.“

Er zeigt lächelnd auf die Inschrift oben, die den Passagieren anzeigt, daß jede Unterhaltung mit dem Führer des Gefährtes verboten. „Na, un hab Dir man mich, Otte- ken. Wenn man des allens so ge- nau nehmen wolle. Was meinste, was mir bei Tante alles verboten is! Aber drahm! Es is ja so schön hier draußen — so frei — natür- lich — in der Leipziger Straße mußte den Musikchen spielen.“

„Bin ich musch, Lina? Aber muß an meine Verantwortung denken, an meine Familie, verhehst de!“ Sie lacht auf. „Na, un die bestst Du doch immer- zu. Kannst Du ja auch, sollst Du ja auch. Als doppelter Familienvater! Aber — wir sind doch un mal Geschwisterkinder, un früher warst Du immer so nett zu mir. Wir haben uns doch immer so jut verdragen. Warum un dich mehr? Sage mal, Otteken, hast Du Dir die Sache durch'n Kopp jehen lassen — von wejen Dein nächsten freien Tag? Ich muß mich doch drauf einrichten, nich wahr? Wir woll'n doch enblich wieder mal'n bißten zusammen dazgen, nich wahr? Immer haste keine Zeit, un wenn De mal welche hast, denn hast De noch keine für Dein Geschwisterkind! Mußt immer immer zu Hause hoden, immer ans Bett jehen? Dein kleines Mä- chen is doch un glücklich auf die Welt jekommen, un ihre Mutter wird bald wieder auf'n Damm sein. Herrjeß, Deine Olla kann doch nich verlangen, daß Du un alles Verjehnen uffstößt un nich'n bißchen adwechslenden Verkeh- r hast! Wir woll'n uns doch bloß'n biß- chen barmlös amestern, jehew nich Böses thun. Warum soll man nich sein junges Leben jenießen! Was meinste, Otteken?“

Die Glocke ertönt. Hastig greift er zu und bremst. Mit voller Kraft ist der Wagen über die Haltestelle wegge- braust. „Lach jeht die Redereien, Lina“, sagt er rasch, „ich muß aufpassen.“ „Ach was! Hier draußen. Paßt ja der ganzen Tag auf — der Mensch muß sich doch auch mal unterhalten! Was, Otteken?“

Der Wagen jeht sich wieder in Gang. Sie rückt ihm noch ein bißchen näher und plaudert weiter.

„Ja hab mir 'ne pieffine newekluft- zuekat, Otteken, sollst mal jehen — feubal! Tante sagt, det is bloß wat für die obersten Jehntausend. Aber warum soll unjerer nicht auch mal Staat machen! Das is ja bet unglück- liche für uns arme Mädchens, det wir uns nich jenügend puzen können. Ihr Männer jeht doch imma bloß uff die Klebajide. Du wirst Augen machen, wenn Du mir siehst. Bei Peter hen id's jekooft, et war irade auktions- reif. Der Pfandschein war von 'ne vertrackt Schoupieler'n. Weiße Otteken, ich hab schon jekacht — hö- cste och — ich hab schon jedacht, ob ich nich auch mal untes Theater jehn soll! Jotte doch — den Klimbim wird man doch doch mitmachen können. Wat is denn da wille dabei? Wenn man 'ne hübsche Biefasche hat un den Mund auf'n rechten Fleck un sich zu bewegen verjehst, denn miß't ja mit'n Deibel zuejehn, wenn man nich sein Glüd machen sollte. Die Künstlerin mit'n Pfandschein — das war nämlich schon 'ne Olla. Na, do is natürlich nich mehr zu machen. Aber in meine Jahre — un bei meine Erjehnung — na, sieh mir doch mal an, Otteken.“

Er blinzelt ihr schwunzelnd von der Seite zu. Mir'ich. Sie siehst rei-

zend aus, die kleine, zierliche Person mit dem herausfordernd lachenden Gesicht. Er wirft noch einen Blick in die Weite. . . . freie Bahn! . . . Dann mende er sich ihr ganz zu: „Na, wenn Du denkst, Lina“, sagte er, „Verfuch's doch mal. Hüßig ge- nug bist Du ja. . . . wahrhaftig.“

Sie schlägt ihm vergnügt auf die Hand. „Na endlich! Du Esbär!“ Und dann beginnt sie mit verstärk- ter Lebhaftigkeit zu plaudern. Hier brauchen ist der Luftzug noch kräftiger. Der Wind wird volldens zum Sturm und verschlingt ihre Worte. Sie muß ihm noch näher treten und er muß sich schon ein wenig herabbeugen zu ihr, daß sie einander verstehen.

So sprechen sie zusammen und scherzen und lachen. . . ihre ledere Lau- ne hält ihn ganz im Bann; ihre bli- gehenden Augen lassen ihn nicht los. Der Wagen lauft in rasendem Tempo dahin. Nun biegt er an der scharfen Kurve in die Dorfstraße ein. Es gibt einen Stoß. Lina's schlankte Gestalt schwanzt und fliegt ihm in den Arm. Sie lacht laut und hält sich an ihm fest. . . .

„Aber nich doch, Lina, nich doch.“ — Sie lacht nur noch lauter und aus- gelassener. Hier ist die Straße beleb- ter, Fuhrwerke und Passanten. . . . spielerische Kinder. . . . Aber er gibt kein Zeichen. . . er lacht mit ihr. . . sie ist doch zu süß, die Kleine!

Plötzlich ein markerjüttelnder Schrei, dem Laute der Bestürzung, des Entsetzens folgen. . . .

Er hößt sie zurück, daß sie tau- melt. Seine Hände unklammern mit furchtbarer Kraft die Kurbel — er verjucht mit wahnjinniger Anstren- gung zu bremsen — es flimmert ihm vor den Augen, sein Gesicht ist todt- blaß. Währende Mienen sieht er vor sich, jorjige Blicke, erhobene Hände. Und zwischendurch ein leises Wimmern und Stöhnen von unten her. . . Der Wagen hält. . . verwirrt blickt der Führer un sich — gerade vor sei- nem Hauje. . . .

Das Mädchen tauert in einem Win- tel und starrt entjezt vor sich hin. . . . Er springt herab. Da zieht man eben den Körper eines vierjährijgen Jungen hervor. . . Die Augen des bleichen Kinderjehsicht sind geschlos- sen. . . .

„Da. . . jehn Sie! Den armen kleinen Kerl!“ ruft ihm ein robuster Arbeiter zu, der den bewußtlosen Jungen in Arm hält.

Der Führer juckt zusammen. Dann steht er wie versteinert und starrt auf das Kind. Die Leute drängen sich hinzu. . . die wenigen Passagiere haben den Wa- gen verlassen. . . eine junge Frau nur bleibt drin. Sie ist ohnmächtig ge- worden. Die Menge nimmt eine dro- hende Haltung an. In der Ferne naht mit würdigen Schritten der Gendarm, der Führer aber steht noch immer starr und regungslos. Der Schaffner des Wagens tritt zu ihm und schüttelt ihm den Arm. . . .

„Du, Otto“, raunt er ihm zu, „is denn der nich?“

Nun rafft der andere sich mit verzweifelnder Energie zusammen. „Geben Sie mir — das Kind her“, sagt er mit bebender Stimme, „ich muß zum Doktor.“

„Ach was! Bein' Doktor jehn wir schon allene. Sie jehör'n in Nummer Seizer. Nich'n enjenges Mal haben Se jebimmelt, wie doll sich Se drufflosgejauht. . . . Mensch, wo haben Sie bloß Ihre Dogen gehabt?“

Der Unglückliche antwortet nicht. Er unklammert mit zitternden Hän- den das bewußtlose Kind, und in schmerzlichem Aufschluchzen jöhnt er: „Laffen Sie's mir. . . lassen Sie's mir. . . Es is ja. . . mein Junge!“

Blattflette.

Schöne Blattflette kann man er- halten, wenn man Blätter in einen Teich oder Tümpel mit Algen oder anderen Wasserpflanzen legt. Die Steletirung wird aber nicht, wie man zunächst vermuthen könnte, durch Bakterien oder Pilze bewirkt, sondern, wie Albert J. Woods nachgewiesen hat, durch kleine Muscheltriebse (Cypriden) hervorgerufen. Diese nur 1/2 bis 1 Millimeter großen Thierchen besitzten kräftige, zum Nagen geeignete Röhren, mit denen sie das Mesophyll der Blätter angreifen, während sie die Blattnerve, wenigstens solange kein Nahrungsmangel eintritt, un- berührt lassen. Im Darmtrakt meh- rerer Cypriden fand Woods zahlrei- che Blattzellen aus dem Mesophyll in vorgeschrittenem Verdauungszu- stand. Die Thierchen, die den Namen Muscheltriebse deswegen erhalten haben, weil sie zweifelhafte Schalen be- sitzen, sind in Süß- und Salzwasser weit verbreitet und gedeihen am besten in solchem Wasser, das durch Algen oder andere Wasserpflanzen frisch ge- halten und nicht von Fischen oder anderen Thieren, denen die Muschel- triebse als Beute dienen, bewohnt wird.

Der japanische Prinz Fushimi wohnte in der theuersten Zimmerstuch im St. Regis Hotel. Das geschah wahrjcheinlich in der Absicht, den Kredit Japans für Aufnahme einer neuen Kriegsanleihe zu stärken.

„Reihunger“.

Wenn der Großstädter betrübt und getrübt aus der Sommerfrische heimkehrt, froh des wieder erturnenen Gesundheitsgeföhls, der rubrierten und gleichmäßigeren Stimmung, welche er in dem intimen Umana mit der Natur zurückgeenonnen hat, dann ist ihm nur noch eine kurze Kritik gegönnt und schon stürmen wieder eine Fülle neuer Erregungen auf sein Ner- venjsthem ein, welche die taum be- zwingenen Leiden wieder aufleben lassen. Das gesellschaftliche Leben stellt ja heutzutage die höchsten Anfor- derungen an unsere Ausdauer und Leistungsfähigkeit. Und das gilt nicht etwa nur für jene, die durch ihre Stellung besonders hervorragende, für die Spigen der Geburts-, der Geistes- und Gelbaristokratie oder für die, welche ihr Beruf dazu zwingt, überall mit dabei zu sein; jeder, auch der Ruhigste und Nüchternste, der sich nicht gerade in der Enge seines Studier- zimmers vergräbt, wird mehr oder weniger von jenem Strudel mit fort- gerissen. Keine Krankheit wirkt so anflehend, wie das gesellschaftliche Leben mit allem, was damit zusam- menhängt, auf den, der sich seinem Bannkreis nähert. Und wenn auch je nach Geburt und Lebensstellung ein himmelweiter Unterschied besteht in der Art und Weise, wie die Gesellig- keit gepflegt wird, so erjehnt doch heute kaum mehr eine Bevölkerungsj- schicht, die nicht auf ihre Manier am gesellschaftlichen Leben theilnimmt.

Was der Proletarier in der Kneipe, der Kleinbürger beim Glase Bier oder Wein, der Mittelstand und die wohl- habenden Schichten in Theatern, Kon- zerten, in ästhetischen und tulnari- schen Genüssen aller Art suchen, im Grunde kringt doch überall dasjelbe Motiv wieder. Man dürstet nach Ab- wechslung, nach einer andersartigen Erregung der Sinne und Nerven, als sie das Berufsleben gewähren kann; man braucht neue Reize, un das in feier einseitiger Anspannung sich ab- marderte Nervensystem wieder frischer, leistungs- und aufnahmefähiger zu machen.

Es ist ganz verkehrt, wenn man hier und da die Meinung vertreten hört, das weiterzweigete gesellschaftliche Le- ben der Großstadt sei einzig die Folge- wirkung der besseren Eintommens- verhältnisse in den Städten und der damit einhergehenden größeren Freude am Genuß. Genuß spielt auch dieser Umstand eine gewichtige Rolle, aber er allein ist es nimmermehr, der das Be- dürfnis nach geselliger Anregung auch in Kreise trägt, die vor wenigen De- zennien noch solchen Ansprüchen ver- ständnislos gegenüberstanden. Das städtische Leben stellt aber auch an die geistige und Nervenkraft die höchsten Anforderungen. Selbst wer sich in gesüßter Lebensstellung jühlt, ist gezwungen, fort und fort wachsam zu bleiben und die Augen offen zu halten, damit er nicht von seinem Plage ver- drängt wird. Die Schwierigkeiten der Existenzgründung und Existenz- behauptung sind in unserer Zeit der schrankenlosen Konkurrenz außerordentlich gewachsen. Die Gemüths- ruhe und Bedächtigkeit, wie sie einer früheren Generation eigen war, ist für die Mehrzahl der Berufe dahin; heute muß immer weiter und weiter gefas- tet werden, um das einmal Erjunge- ne festzuhalten und zu verteidigen. Und das gilt für die oberen Gehntausende ebenjo, ja in noch höherem Maße, als für den, der von der Hand in den Mund lebt. Ein guter Theil Ner- venkraft wird dabei verbraucht, viel ursprüngliche Frische, Lebensfreude und Widerstandsfähigkeit geht dabei unviederbringlich dahin. Kein Wunder, wenn nun mächtig der Trieb sich regt, den Nerven andere Reize zu bie- ten. Sind es doch überhaupt die Er- regungen, von denen das Nervensystem lebt und wie ein gleichmäßig wieder- kehrender Reiz uns einflut und un- lustig macht zur Arbeit, so bedarf auch das in steter einseitiger Anspannung arbeitende Nervensystem des Wechsels, um sich zu erholen und von neuem Tüchtigkeit leisten zu können.

Da wäre nun freilich weitans das Beste die Erholung in der schönen Natur, die Beschäftigung im Garten, die Ausübung aller Art von Sport; aber nicht jede Stadt bietet derartige, und wo es der Fall ist, da benimmt ihm auch wieder die Großstadt das harmlos Ungebundene, das gerade für die jugendliche Generation von so hohem Werthe sein könnte, und drückt ihm den Stempel ihres Wejens auf. Kein Wunder darum, daß man auf dem Lande und in kleinen Städten gesunder, wenigstens in seinem Ner- venjsthem gefestigter bleibt; dafür ent- behrt man aber auch wieder zahlreicher geistiger Genüsse und Anregungen, welche jeder, der sie einmal genossen, nicht mehr missen möchte, muß er auch die Schattenseiten mit in Kauf neh- men. Nicht allein die angepanntere Thätigkeit, auch der Lärm und die mannigfachen Geräuße der Großstadt erzeugen fort und fort das Verlangen nach Veränderung, nach Abwechslung. So wirken denn die verschiedensten Faktoren zusammen, un jenes Gefühl in uns hervorzuufen, das man treff- send als „Reihunger“ bezeichnet hat und das eigentlich dort, wo es stärker hervortritt, schon das erste Symptom der Nervosität in sich schließt.

Wir haben gesehen, wie all das, was die Großstadt bietet, und ander- seits die hohen Anforderungen, die das Berufsleben an uns stellt, notwen- dig das Verlangen nach Abwechslung, nach andersartigen Reizen in uns wachrufen, seien es nun edlere ästhetische und gesellige oder grob ma- terielle Genüsse. Es wäre darum wesentlichste Ursache der zunehmenden Nervosität verantwortlich zu machen; zum Theil ist es vielmehr schon die Folge jener Erjehnung, es kommt einem immer wieder erwachenden Be- dürfnis entgegen. Aber auf der an- deren Seite wirkt freilich auch das ge- sellige Leben oft verhängnißvoll auf den zurück, der sich ihm bebingungs- los hingiebt. Ein echter circulus vi- ciosus! Ein schon nervöser Mensch, der einzig im Gesellschaftsleben Aus- spannung und Ablenkung sucht, muß dabei seinem Nervensystem so starke Leistungen zu, daß völliger Bankrott der Nervenkraft nach ein paar Jahren nur zu häufig die Folge ist. Am ge- selligsten wirkt immer der Mangel an Ruhe und Erholung; wo die Ver- gnügungen sich regelmäßig weit in die Nacht hinein ausdehnen, wo aufregende Theateraufführungen mit dem Genuß schwerer Musik fortwährend wechseln, wo alltäglich und allmächtig die stärk- sten Reize auf die Sinne, auf Auge, Ohr und Gaumen wirken, da ist es gar nicht anders möglich, als daß unter solchem Ansturm, namentlich wenn dazu noch die Anstrengungen des Berufes treten, ein nicht ausnehmend kräftiges Nervensystem zusammen- bricht.

Es ist aus unserem modernen ge- sellschaftlichen Leben die Harmlosig- keit geschwunden, und keine Macht der Erde scheint im Stande zu sein, sie ihm zurückzugeben. Das gilt ebenjo gut von der Geselligkeit des Proleta- riers, die so häufig nur im stärkeren Alkoholgenuß ihre Würze findet, wie von den Gebildeten. Die Anläufe, die man genommen hat, durch Sport- übung, durch Tennisspielen, Ruber- vereinigungen, Fußballclubs u. s. w. Besserung zu schaffen, dürften wohl nicht allzueweit führen. So sehr man vom ärztlichen Standpunkt auch all' diese Bestrebungen begrüßen muß, so harmlosen Vergnügungen, bei welchen lediglich einem vernünftigen Sport geübdt wird, werden sie nur in der Minderzahl der Fälle den Boden ein- nehmen. Das verhindert schon Vereins- meierei und das leidige Berufsjports- thum. Immerhin bleiben solche Ver- anstaltungen jederzeit ein wohlthätiges Gegengewicht gegen die brutalen Ner- ven- und Sinneserregungen des Groß- städtelbens.

Es ist ausgeschlossen, daß in dem Charakter des gesellschaftlichen Lebens sobald eine Venderung eintreten könnte. Um so notwendiger ist es, die Gefahren, welche hier drohen, nicht zu übersehen und im Genuße Maß zu halten. Die ästhetischen und geselligen Genüsse unserer Zeit werden die We- nigsten entbehren wollen, aber darum heißt es auch unbedingt sich selbst Be- schränkungen aufliegen und die richtige Auswahl treffen. Es ist ein wichtiges physiologisches Geseß, daß das Ner- venjsthem Zeit braucht zur Erholung und eines Wechsels der Reize, un wieder leistungsfähig zu werden. Wir dürfen also nicht Tag für Tag immer wieder die gleichen Zerstreuungen su- chen, wir dürfen nicht überall mit da- bei sein wollen. Ausruhen bei unter- haltender Letüre, Spaziergänge und Ausflüge, vernünftig ausgeübter Sport, das sind die besten Gegenmittel gegen die Schäden des Gesellschafts- lebens. Ganz besonders gefährdet ist die heranwachsende Generation; sie muß unbedingt an harmlose, dem Alter entsprechende Vergnügungen, nicht an raffinierte Genüsse geöhnt werden, denen ihre Nervenkraft erlie- gen muß, noch ehe sie zu voller Ent- wicklung gelangt ist.

Vielleicht wird die Dezentralisation der Städte, die Gartenstadt der Zu- kunft uns auch in dieser Richtung ein- mal gesündere Zustände schaffen, vor- läufig liegt alles Heil in der Einfach- keit jedes Einzelnen, in der Selbstjucht und der Abkehr von allen übermäßi- gen und darum unnatürlichen Erre- gungen der Sinne.

Dr. F. Bernhart.

Ein Fluglofer Vogel.

In Schichten, die entweder zum Oberiridian oder Unteriridian gehö- ren, fand man in Los Angeles einen vollständigen Humerus (Armknochen) von 68 Millimeter Länge. Die Kör- ze und Breite desselben weist nach der Untersuchung von Dr. Lucas darauf hin, daß der Knochen einem Vogel ob- ne Flugvermögen angehört hat. Der- selbe war, nach der Beschaffenheit des Knochens zu urtheilen, noch besser als der ebenfalls Fluglose Riesenalk dem Schwimmen unter Wasser angepaßt, dagegen waren seine Flügel nicht so außerordentlich umgestaltet, wie die unserer heutigen Pinguine. Die nächstverwandte lebende Art scheint die pacifische „Lomonia troile californica“ zu sein. „Mancaia californien- sis“, wie Lucas den Vogel genannt hat, war vermutlich etwas größer als der Riesenalk. Das Vorkommen einer fluglosen Alkenart schon in oder an der Grenze des Miocän ist von großem Interesse und deutet auf das hohe Alter dieser merkwürdigen Schwimmbögel hin.

Die Aerzte sagen, man könne, ohne den Menschen zu tödten, irgend ein Organ aus dem Körper entfernen, ausgenommen Herz und Gehirn. — Trotdem erreichen sehr viele ohne Ge- hirn oder Herz ein sehr hohes Alter!